

Geschichte und Gegenwart der Sozialarbeit

Kritische Annäherungen an die Bedeutung des Historischen für aktuelle Probleme der Sozialarbeit

Anlässlich des Vortrags „Von der Fürsorge zur Sozialarbeit - Individuelle Wohltat oder gesellschafts-politisches Engagement?“ von Gudrun Wolfgruber bei der Auftaktveranstaltung des Projekts „Fachliche Standards in der Sozialarbeit: gestern-heute-morgen“ am 30. November 2005 in Wien diskutierten Josef Bakic, Marc Diebäcker und Elisabeth Hammer mit der Referentin im Vorfeld der Veranstaltung. Das Gespräch wurde am 10. November 2005 von Verena Braunegg moderiert und aufgezeichnet.

Verena Braunegg: Was bedeutet für Euch der Projekttitel „Fachliche Standards in der Sozialwirtschaft: gestern-heute-morgen“?

Josef Bakic: Der Titel ist so gewählt, dass er sowohl für die Sozialarbeit eine Bedeutung bekommt als auch internationalen Anforderungen entspricht und im Rahmen einer EQUAL-Projektförderung auch kommunizierbar ist. Dementsprechend sind sicher einige Begriffe für die Sozialarbeit noch näher zu klären. „Sozialwirtschaft“, ein neuer Begriff für die Sozialarbeit, oder auch „Standard“ sind durchaus zu problematisierende Begriffe für die Sozialarbeit. Fein bei dem Projekt finde ich, dass wir hier mit gestern-heute-morgen eine zeitliche und damit historische Perspektive gewählt haben, um zu erarbeiten, was uns und SozialarbeiterInnen in Wien beschäftigt.

Elisabeth Hammer: In der Lehre stoßen wir immer wieder auf den Umstand, dass es sehr wenig Material zur Geschichte der Sozialarbeit gibt, z.B. auch zur Geschichte von Fachlichkeit in der Entwicklung des Berufes von der Fürsorgerin oder SozialarbeiterIn. Ich glaube, dass dieses Projekt dazu beitragen kann, sich der historischen Ursprünge zum Thema Fachlichkeit wieder bewusst zu werden und dabei auch noch ein Defizit in der Ausbildung zu verbessern.

Marc Diebäcker: Noch kurz zum Ausgangspunkt des Projekts: Wir haben gemerkt, dass der Sozialbereich derzeit unter großem Rechtfertigungsdruck steht und dass sich der Sozialstaat in Europa und in Österreich gerade stark verändert. Aufgrund von Einsparungen muss sich die Sozialarbeit immer mehr rechtfertigen: Sie muss ständig erklären, was sie genau macht und was ihre besondere Qualität ist und warum sie für den so genannten „sozialen Frieden“ bedeutsam ist. Als einzelne SozialarbeiterIn in einer Organisation stehe ich täglich vor der Aufgabe zu vermitteln, was das Spezielle, das Spezifische und das Wesentliche meiner Arbeit ist. Und ich muss das heute sichtbarer machen als noch vor 10 Jahren und dem steigenden Druck Argumente entgegen stellen.

Gudrun Wolfgruber: Also ich denke mir, dass ist sicher ein wichtiger Punkt. Ich glaube aber auch, dass Sozialarbeit immer schon - und nicht erst jetzt in Zeiten von Einsparungen - in einem Rahmen „sozialwirtschaftlicher“ Verteilung bzw. in einer ökonomischen Dimension operiert hat. Wir haben halt jetzt eine lange Phase von Hochkonjunktur hinter uns - wobei es ohnehin in den letzten zehn Jahren stetig bergab gegangen ist -, in der diese Fragen für SozialarbeiterInnen scheinbar keine Rolle gespielt haben oder zumindest nicht thematisiert wurden. Aber wenn man historisch weiter zurück geht, etwa bis in die 20er und 30er Jahre, so glaube ich, dass ökonomische Fragen auch damals ein Thema gewesen sind, nur wurde nicht das Wort Sozialwirtschaft benutzt. Damals wurde es vielleicht unter dem Aspekt der Bevölkerungspolitik und Eugenik diskutiert - aber eben immer auch im Hinblick darauf, was die soziale Arbeit kostet.

Verena Braunegg: Gudrun, welche Entwicklungsschritte siehst Du in der Sozialarbeit aus Deiner historischen Perspektive?

Gudrun Wolfgruber: Wenn ich jetzt an den Beginn des 20. Jahrhunderts zurückgehe, ist sicher die erste einschneidende Veränderung der Wandel von einer ehemals ehrenamtlichen Tätigkeit, die mit der Entwicklung des Sozialstaates dann auch zu einer institutionalisierten Tätigkeit geworden ist. Diese wurde in einem bestimmten öffentlich-gesetzlichen Rahmen implementiert und folgte dann auch einem gesetzlichen Auftrag. Das heißt, Fürsorge blieb zum Großteil nicht mehr auf eine ehrenamtliche Angelegenheit oder einen karitativen Akt einzelner Personen beschränkt.

Insgesamt ist das aber eine sehr schwierige Frage, weil man die Entwicklung auf sehr verschiedenen Ebenen betrachten kann. Wird der Fokus z.B. auf Professionalisierung gesetzt, dann wäre zu fragen, was in der Ausbildung passiert ist oder danach, welche Anforderungen an die Tätigkeit in der Praxis gestellt wurden, die sich - so würde ich sagen - sehr gewandelt hat.

Sehr spannend ist allerdings, dass die gesetzlichen Aufträge weitgehend konstant geblieben sind, mit geringen Abweichungen. Also diese Konstante des gesetzlichen Auftrags an die Sozialarbeit bzw. früher an die Fürsorge, d.h. der institutionell-staatliche Rahmen, wird in der Betrachtung immer wieder außer Acht gelassen. Und wenn die Traditionen oder Traditionsstränge der Sozialarbeit im Mittelpunkt der Fragestellung stehen, dann erscheint es mir wichtig, nicht nur primär nach Zäsuren zu fragen, sondern auch darauf zu schauen, was geblieben ist an Anforderungen, an Ausbildungspositionen, an Ideologien, an Rahmenbedingungen für soziale Arbeit.

Und ich würde – verkürzt natürlich – meinen, dass im Vergleich mit der ehemaligen Fürsorgetätigkeit es im Hinblick auf den gesetzlichen, ökonomischen, ja sogar ideologischen Bezugsrahmen, mitunter gar nicht so große Unterschiede gibt. Vor allem gegenwärtig habe ich das Gefühl, dass sich eigentlich der Kreis wieder schließt und unter dem Druck des ökonomischen Primats, das Angebot immer geringer ausfallen wird. Soziale Probleme werden dann wieder mehr von Non-Profit-Organisationen, ehrenamtlich oder auf der Basis individueller familiärer Unterstützung subsidiär gelöst.

Josef Bakic: Für mich sind die rechtlichen und ökonomischen Rahmenbedingungen durchaus ein relativ konstanter Aspekt, aber wenn man den Fokus anders setzt, dann gibt es da schon einige Paradigmenwechsel, die kennzeichnen, in welchem vorherrschenden gesellschaftlichen Diskurs die Sozialarbeit eingebettet war und ist. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts war dieser Diskurs z.B. sicherlich von der Klassengesellschaft und ihrer damit verbundenen Ordnung geprägt und eine zentrale Frage war, wie mit Angehörigen unterschiedlicher bürgerlicher Schichten umgegangen werden sollte.

In der Gegenwart, denk ich mir, haben wir jetzt vorherrschend einen ökonomischen Diskurs, der alle AkteurInnen der Sozialarbeit sowohl sprachlich als auch Rahmen gebend gleich erfasst. Dementsprechend wird jetzt auch der Non-Profit-Gedanke in einen Social-Profit-Gedanken umgewandelt. Das Gleiche muss heute anders verkauft werden und Themen wie z.B. Qualität, mit dem ganz Unterschiedliches verbunden wird, kommen auf den Tisch und bestimmen den Diskurs was Sozialarbeit ist bzw. sein soll in Form einer verordneten Sprachhülle.

Gudrun Wolfgruber: Das heißt, wenn ich Dich richtig verstehe, so könnte man sagen, dass im Zuge eines weiterentwickelten Kapitalismus dieser Wandel stattgefunden hat. Dem stimme ich zu, nur glaube ich trotzdem, dass es in einer historischen Perspektive unter anderen Schlagwörtern auch schon um diese Verteilungsfragen gegangen ist. Damals gab es aber noch andere oder divergierende Gesellschaftsmodelle und ökonomische Vorstellungen, die es jetzt in einer zunehmenden Nivellierung und Verleugnung von nach wie vor bestehenden Klassengegensätzen nicht mehr gibt. Ich glaube allerdings nicht, dass man den Klassengedanken heute völlig außer Acht lassen kann. Er wird nicht mehr angesprochen, aber ich glaube sehr wohl, dass er eine zentrale Rolle spielt in der Tätigkeit von SozialarbeiterInnen.

Josef Bakic: Ich glaube der Unterschied, der sich z.B. auch im Titel deines Vortrages spiegelt, zeigt, dass es um Wohltätigkeit oder Mildtätigkeit heute nicht mehr geht. Und das ist für mich eine klare Zäsur auch in der Erfassung des Problems.

Gudrun Wolfgruber: Ja, das stimmt. Doch auch wenn sich der Titel auf „Mildtätigkeit“ und „Wohltätigkeit“ bezieht, so geht es mir ja nicht nur um die individuelle Wahrnehmung der eigenen Tätigkeit von den FürsorgerInnen und SozialarbeiterInnen, wie deren Selbstverständnis ihrer Tätigkeit war bzw. ist oder, ob sie diese als Wohltätigkeit oder als sozialpolitisches Engagement sehen. Sondern mir geht es eben auch um den historisch-politischen und ideologischen Rahmen, in dem sich sozialarbeiterisches Handeln vollzogen hat. Ich glaube aber auch, dass das vielfach schwer zu trennen ist und dass das, was als Motivation etwa für die Berufswahl einer Person dahinter liegt, bei beiden Auffassungen, möglicherweise das Gleiche ist, also, dass das sehr viel mit einem selber zu tun hat, warum man helfen möchte. Die Einen tun es halt unter dem Deckmantel des gesellschaftspolitischen Engagements, die Anderen argumentieren z.B. wiederum moralisch, religiös begründet.

Verena Braunegg: Da gibt es bestimmt gemeinsame Wertvorstellungen, die diese beiden Positionen verbinden. Ist denn soziale Gerechtigkeit oder ein Engagement dafür nicht so ein verbindender Aspekt?

Gudrun Wolfgruber: Würde man glauben, aber aufgrund der vielen Gespräche, die ich geführt habe, hat es mich sehr erstaunt, dass zum Beispiel gerade die Worte soziale Gerechtigkeit kaum benutzt wurden. Bei vielen war das zumindest nicht explizit Thema - gerade bei der älteren Generation nicht, mehrheitlich wurde nicht davon gesprochen, was aber nicht heißt, dass dieser Aspekt bei Vielen nicht doch eine Rolle gespielt hat

Einige, die in den 1930er bis 1950er Jahren in den Beruf eingetreten sind oder die Ausbildung absolviert haben, haben sich z.B. deutlich ähnlich der „Julius Tandlerischen“ Diktion geäußert: „Ja, die einfach minder Begabten, die zu fördern, das ist rausgeschmissenes Geld“ etc. Also insofern meine ich, dass diese Thematik damals im Rahmen einer eugenischen Bevölkerungspolitik in einem ökonomischen Kontext gestanden hat - aber natürlich trotzdem etwas anderes ist als heute. Insgesamt muss ich aber betonen, dass es da sehr unterschiedliche Positionen seitens der praktizierenden FürsorgerInnen gab.

Elisabeth Hammer: Also ich glaube diese Diskussion ist sehr interessant, auch für die jetzige Situation der Sozialarbeit, sich dieser Traditionen und Konfliktlinien bewusst zu werden und zu schauen, was es damals schon gab, was sich verändert hat, was in veränderter Form wieder kommt und auch um herauszufinden, was das Neue ist.

Ein Thema, das mich diesbezüglich immer schon beschäftigt, ist die Frage, inwiefern das Doppelte Mandat sich historisch gewandelt hat oder ob sich daran kaum etwas geändert hat. Ich weiß, dass viele SozialarbeiterInnen das Doppelte Mandat als wichtiges Element der Sozialarbeit und auch ihrer Fachlichkeit betrachten - das scheint eine historische Konstante in der Selbstbeschreibung von SozialarbeiterInnen zu sein.

Wenn sich die Strukturen im Sozialbereich schnell verändern, Marc hat das vorhin schon kurz angesprochen, dann stellt sich mir z.B. die Frage, inwiefern kontrollierende oder sozial disziplinierende Elemente der Sozialarbeit eher weiterhin staatsnah gelagert werden und ob das Hilfeleistungselement eher in einen Non-Profit-Bereich verdrängt wird, der dann unter Umständen finanziert wird, aber bei knapper werdenden finanziellen Ressourcen eben womöglich auch nicht mehr. Zum Beispiel könnte es ja sein, dass sich dieser Zusammenhang von Hilfe und Kontrolle in einer Institution, wie etwa dem Jugendamt, unter Umständen auflöst. Der sozial disziplinierende Aspekt und auch die dafür vorgesehen Strukturen bleiben erhalten, aber der Aspekt der sozialen Unterstützungstätigkeit wird reduziert, entfällt oder wird ausgelagert.

Marc Diebäcker: Ich glaube, das ist wirklich eine interessante Frage. Ich vermute, dass viele soziale Organisationen – gerade jene, die im Rahmen von Ausgliederungen mit der Durchführung von Leistungen beauftragt sind – eine Spaltung des Doppelten Mandats erleben. Ich sehe da ein Konfliktpotential zwischen dem Bedeutungsgewinn der ökonomisch-effizienten Durchführungsperspektive auf der einen Seite und der Unterstützungsperspektive der Sozialarbeit für die KlientInnen auf der anderen Seite.

Aus Sicht der Leitungsebene geht es aufgrund der Einsparungen des öffentlich-finanzierten Bereichs verständlicherweise um ökonomische Effizienz, um sich gegenüber der wachsenden Konkurrenz im Sozialbereich zu behaupten und auch das Bestehen der eigenen Organisation zu sichern. Demgegenüber stehen innerhalb der Organisation möglicherweise SozialarbeiterInnen, für die das Doppelte Mandat zentral ist, die sich dem Unterstützungsgedanken der KlientIn gegenüber verpflichtet fühlen und ihre professionelle Identität darüber definieren. Also dieser aufbrechende Konflikt muss nicht nur grundsätzlich in der Gesellschaft verhandelt und argumentiert werden, sondern ist wahrscheinlich bereits bei vielen MitarbeiterInnen Realität innerhalb ihrer Organisation. Und in diesem Aushandlungsprozess und der damit verbundenen Neubestimmung der sozialen Arbeit hilft es, sich dem Wesen der Sozialen Arbeit als Profession, wie der Josef immer sagt, bewusst zu werden.

Gudrun Wolfgruber: Zum Doppelten Mandat: Ich glaube, dass es innerhalb der Profession sowieso immer diese beiden Seiten gegeben hat und geben wird. Und derzeit scheint mir das ganz deutlich zu werden, indem zwischen Hilfeleistungen, die ergänzend angeboten werden und nicht verpflichtend sind, und jenen Tätigkeiten im Rahmen des staatlichen Auftrags bewusst getrennt wird. Angebote und Maßnahmen außerhalb des gesetzlichen Auftrags werden eingespart bzw. privat zugekauft, womit sich dieser umfassende Hilfscharakter sozialer Tätigkeit reduziert. Dadurch wird der Kontroll- und der Disziplinierungscharakter wieder wesentlich deutlicher und es zeichnet sich für mich auch schon wieder so eine Tendenz ab, zwischen einer guten Klientel und einer schlechten Klientel zu unterscheiden. Ist ja auch nichts Neues.

Verena Braunegg: Wie ist denn die 68er-Bewegung mit dem Doppelten Mandat umgegangen?

Gudrun Wolfgruber: Wenn man jetzt gesellschaftspolitisch das Jahr 68 als Zäsur ansieht, dann glaube ich, dass diese Frage mit Kontrolle und Hilfeleistung da eigentlich verschleiert wurde, also ab diesem Zeitpunkt von der Sozialarbeit relativ weggeleugnet wurde. Bis dahin wurde die Fürsorgerin z.B. eigentlich immer auch als Kontrollorgan angesehen.

Gerade im Zuge der 68er bzw. ab den 70er Jahren, als wesentlich größere Ressourcen für die Sozialarbeit vorhanden waren - und einhergehend mit gesellschaftspolitischen Veränderungen - wurden Angebote gestellt, die weit über diesen staatlich-gesetzlichen Auftrag hinausgingen. Mit dieser Art der Sozialarbeit nämlich, mit dieser Auffassung des „freiwilligen Angebots“ haben sich die meisten SozialarbeiterInnen, die in dieser Zeit die Ausbildung gemacht oder zu arbeiten begonnen haben, identifiziert. Doch der Kontrollcharakter, der diese Arbeit weiterhin begleitet, wurde geleugnet.

Verena Braunegg: Das heißt sie haben das doppelte Mandat nicht reflektiert?

Gudrun Wolfgruber: Ja, das glaube ich. Ich bin der Meinung, es war ihnen schon bewusst, dass es dieses Doppelte Mandat gibt, aber eben in der Negierung, dass sie das selber nicht weiter in ihrer Tätigkeit fortsetzen wollen. Das heißt, es wurde nicht reflektiert, dass dieses doppelte Mandat auch ein Charakteristikum, ein Teil ihrer eigenen Tätigkeit ist und dass es sich nicht einfach weglegen lässt. So haben etwa SozialarbeiterInnen dieser Generation gemeint, ihre Arbeit mit und ihre Beziehung zu ihren KlientInnen könne ausschließlich auf dem Prinzip der Freiwilligkeit basieren, d.h. die individuelle Tätigkeit könne aus dem Kontext des doppelten Mandats herausgenommen werden und, dass es mit Zwang, Kontrolle usw. alles nichts zu tun habe.

Elisabeth Hammer: ... und wenn nicht Zwang im Sinne einer Gewalt, dann zumindest im Sinne einer Normierung, die nicht so deutlich sichtbar wird.

Gudrun Wolfgruber: ... und auch im Sinne einer Machtfrage. Ich denke mir, es gibt immer dieses Gefälle zwischen Klientel und den SozialarbeiterInnen, da darf man sich nichts vormachen und natürlich hängt es auch von dem Bereich ab, in dem SozialarbeiterInnen tätig sind, wie z.B. etwa im Jugendamt, das natürlich primär den Schutz des Kindes in den Vordergrund zu stellen hat.

Josef Bakic: Aber das ist ja bezeichnend, wenn du sagst die 68iger Bewegung habe eine Zäsur in der Sozialarbeit bewirkt. Für mich ist auch diese „Psychotherapeutisierungswelle“ in der Sozialarbeit ganz entscheidend, mit der die Sozialarbeit überhaupt unpolitischer geworden ist und sich nur mehr den Einzelnen zugewendet hat. Es galt den Klienten völlig zu verstehen und ihn quasi zu seinen inneren Möglichkeiten und seiner Entfaltung zu verhelfen. Und da wird auch sichtbar wie zeitabhängig Sozialarbeit ist. Also in einer Zeit, in der quasi fixierte Professionalisierungsbedingungen vorhanden sind, in der ich als SozialarbeiterIn Zeit habe, mich meinen Steckenpferden zu widmen, dann habe ich freien Raum, z.B. ins Eindringen in die KlientIn.

Wenn ich mir dagegen, die Pionierinnen der Sozialarbeit wie Mary Richmond, Jane Adams, Alice Salomon oder Ilse Arlt anschau, dann haben sie sehr wohl sehr sozialreformerisch auftreten müssen, um überhaupt irgendetwas erreichen und machen zu können. Ich finde, das sind sehr interessante Verlaufsformen für die Sozialarbeit in ihrer Wechselwirkung mit den gesellschaftspolitischen Rahmenbedingungen.

Gudrun Wolfgruber: Gerade die Ilse Arlt würde ich für Österreich als eine wichtige Vorläuferin der vertieften Einzelfallhilfe verstehen, aber es stimmt, sie hat den sozialen, ökonomischen Kontext mitgedacht. Bei ihr war das kein Einbruch in die Psyche der KlientInnen, obwohl sie das individuelle-psychische Moment nicht ausgeklammert hat. Ihr ging es um die Abklärung jedes Problems in Kombination mit den einzelnen Grundbedürfnissen der KlientInnen. In diesem Sinn war sie für mich schon eine bedeutende Vorläuferin. Allerdings wie Du richtig sagst, im Rahmen eines größeren sozialreformerischen Anspruchs, der dann irgendwie verwässert worden ist.

Elisabeth Hammer: Ich finde es sehr interessant - auch mit Blick auf die jetzige Situation der Sozialarbeit, dass diese frühen Pionierinnen in der Sozialarbeit oft auch Ökonominen waren. Diesen ökonomischen Aspekt ihrer Tätigkeit oder auch die soziale Ungleichheit und damit Verteilungsaspekte zwischen den Klassen haben sie in ihrer theoretischen und forschenden Arbeit sehr herausgestrichen. Und diese frühen Pionierinnen haben allesamt auch der Forschung einen wichtigen Stellenwert zugewiesen und haben sich bzw. hätten sich, so glaub ich, eher gegen eine schmalspurorientierte Ausbildung oder ein ebensolches Tätigkeitsprofil gewehrt. Also, dieses Bewusstwerden der ökonomischen Bedingungen der KlientInnen und dass SozialarbeiterInnen politisch gestalten sollen, finde ich einen interessanten historischen Aspekt - auch weil er jetzt wieder wichtiger wird im Angesicht knapper öffentlicher Kassen und auch zunehmender sozialer Probleme, z.B. wenn man sich die Brisanz der Themen Arbeit / Arbeitslosigkeit anschaut.

Gudrun Wolfgruber: Stimmt. Und ich möchte mal ergänzend sagen, dass es nicht nur nach 68 ein Thema war, sondern auch unmittelbar in der Nachkriegszeit. Da gab es ja mitunter schon auch engagierte Fürsorgerinnen, die im Nachhinein, also in Erzählungen sehr wohl derartige Wünsche artikulieren, dass es ihnen ein Anliegen gewesen wäre, anders und differenzierter, umfassender arbeiten zu können sowie alternative Hilfsmöglichkeiten zu haben. Das war aber damals vielfach einfach aufgrund der ökonomischen Gesamtlage in Österreich nicht möglich. Also die konnten schlichtweg keine ausreichende Hilfe leisten und sind dann tatsächlich vielfach zu Kontrollorganen degradiert und deshalb vielleicht auch als solche wahrgenommen worden.

Josef Bakic: Wenn ich mir das so anhöre und wir über gegenwärtige Herausforderungen der SozialarbeiterInnen, wie z.B. das Umgehen mit dem Thema Qualität, reden, dann wird deutlich wie wichtig es ist, sich zu vergewissern was die historisch abhängigen Faktoren für die Sozialarbeit sind. Es geht doch darum, ein Bewusstsein zu entwickeln, welche Anforderungen an die Sozialarbeit auch schon in den letzten Jahrzehnten gestellt wurden, damit wir hier ein fundiertes Wissen gewinnen können, das wir dann für die gegenwärtige Auseinandersetzung nutzen können. Oftmals wird ja so getan, als wenn die Sozialarbeit gar nichts über sich sagen könnte und eigentlich geschichtslos sei, auch ihre Fachlichkeit betreffend.

Elisabeth Hammer: Stimmt, ich bin mir auch sehr unklar, wer da so tut als wäre die Sozialarbeit geschichtslos und sie könne nichts zu sich selber sagen. Manchmal glaube ich, dass das sehr von außen kommt und der Sozialarbeit von außen zugeschrieben wird, dass sie über die Bedingungen ihrer Tätigkeit und die Aspekte ihrer Tätigkeit nicht gut Auskunft geben könne. Manchmal glaube ich aber auch, dass es SozialarbeiterInnen selber sind, die sagen, sie können nicht gut beschreiben, was der Kern ihrer Tätigkeit ist.

Ich hoffe, dass dieses Projekt einen Beitrag dazu liefern kann, so grundlegende Aspekte eines sozialarbeiterischen Tuns aufzuzeigen. Gelingt SozialarbeiterInnen das besser, dann wird Soziale Arbeit für MultiplikatorInnen und damit auch in der Öffentlichkeit und in Verwaltung und Politik besser wahrgenommen. Im Hinblick auf aktuelle Entwicklungen, wo es darum geht z.B. Qualitätskriterien auszuschildern, sind dieses Wissen um die eigene Fachlichkeit und auch das Sprechen darüber wichtige Elemente.

Marc Diebäcker: Du sprichst da gerade eine zentrale und von außen herangetragene Anforderung an die Sozialarbeit an: Die Standardisierung und Messbarmachung der Leistungen. Das hängt mit diesem großem Rechtfertigungsdruck zusammen und ich bin der Meinung, dass es Führungsebenen gibt, die eher ökonomische und quantitative Kriterien anlegen bzw. aufgrund des so formulierten staatlichen Auftrags an ihre MitarbeiterInnen weitergeben: z.B. „Anzahl der Fallbearbeitung je MitarbeiterIn“ oder „Dauer des KlientInnengesprächs“. Da werden meiner Meinung nach Zahlen auf die SozialarbeiterInnen-KlientInnen-Beziehung aufgesetzt und das birgt für die Soziale Arbeit, wo eben die Qualität dieser Beziehungsarbeit sehr zentral ist, Gefahren.

Eigentlich sind wir uns doch bewusst, dass wir das nicht messen können, sondern nur die Qualität der Arbeit und die Erfolge der einzelnen KlientIn verstehen und schildern können. Aber gerade die KlientInnen, denen es besonders schlecht geht und die viel Unterstützung und auch Zeit brauchen, fallen aus dieser Logik der Messbarmachung heraus. Aber da sind wir wieder bei der Teilung zwischen „guten“ und „schlechten“ KlientInnen, was Gudrun ja vorhin angesprochen hat.

Gudrun Wolfgruber: Ich glaube auch, dass genau dieser Beziehungsaspekt jetzt einfach vermehrt aus der Sozialarbeit heraus gestrichen werden soll. Es ist das Ziel, diese Beziehungsarbeit dazu zu kaufen, wenn es als notwendig erachtet wird, womit sie aber nicht mehr automatisch ein spezifischer Aspekt von Sozialarbeit ist. Das Verständnis von AuftraggeberInnen bzw. Institutionen ist aktuell schon zunehmend mehr auf wirtschaftliche Hilfe oder ökonomische Selbständigkeit orientiert, was ja nicht zu verachten ist, aber der Beziehungsaspekt bleibt dabei auf der Strecke.

Elisabeth Hammer: Ich habe vor kurzem mit Studierenden zwei Filme einer Institution gesehen, die zu unterschiedlichen Zeitpunkten gedreht wurden, mit dem Ziel die Art der sozialarbeiterischen Tätigkeit und die Arbeitsbereiche dieser Institution darzustellen. In dem einen Film aus den 90iger Jahren, glaube ich, stand eher dieses Bild - die SozialarbeiterIn als FreundIn der KlientIn, die sie auch unterstützt in ihren alltäglichen Problemen, mit ihr auch Alltäglichkeiten erlebt und sie darin begleitet – im Vordergrund.

Der zweite Film, die „Neufassung“, die erst kürzlich gedreht wurde, hat eher Situationen gezeigt, in denen KlientInnengruppen an einem Tisch sitzen, etwas verhandeln, mit Handschlagqualität etwas fixieren. Aber dieser Beziehungsaspekt, „Ich als SozialarbeiterIn verbringe Zeit mit der KlientIn und mache auch ‚Beziehungsarbeit‘“, der ist in diesem neuen Imagefilm viel weniger enthalten gewesen. Das spiegelt meines Erachtens auch das veränderte Selbstbild der Organisation wider.

Gudrun Wolfgruber: In diesem Kontext finde ich auch noch interessant, neben der Frage nach dem präsentierten Bild der Organisation, auch zu schauen, wie SozialarbeiterInnen das individuell sehen - ob sie selber ihre Arbeit noch als Beziehungsarbeit definieren oder ob sie sich auch selber gerne davon verabschieden würden und den Fokus auf die vertraglich-gesetzliche und eher ökonomische Ebene legen würden?

Josef Bakic: Mir fällt auf, dass wir im Rahmen dieses Projekts „Fachliche Standards in der Sozialwirtschaft: gestern – heute – morgen“ jetzt nicht sagen, das Eine oder das Andere ist das Gute oder Schlechte. Zum Beispiel: auf der einen Seite haben wir diese Psychotherapeutisierung und den Vollzugriff auf die Personen und auf der anderen haben wir diese ökonomische Nüchternheit des Kontraktualismus. Vielleicht ist ja die Sozialarbeit auch schwer zu fassen, weil sie irgendwas dazwischen ist.

Marc Diebäcker: Gudrun hat vorhin kurz das Thema der Hierarchie angesprochen und da scheint es ebenfalls zwei sich gegenüber stehende Positionen zu geben. Einerseits scheint es durchaus sinnvoll die KlientIn-SozialarbeiterIn-Beziehung zu enthierarchisieren, das kann gut für die Beziehungsarbeit sein. Andererseits hab ich manchmal den Eindruck, dass es auch eine gewisse Ignoranz gegenüber Hierarchien im Feld der Sozialarbeit gibt und vielleicht zum Teil die Reflexion innerhalb der Profession darüber fehlt. Da würde mich interessieren, ob das wirklich so ist und wenn ja, wo das her kommt, oder in welchem Bereich mehr und in welchem weniger über diese Hierarchie reflektiert wird? Gab es das schon immer oder ist da der Sozialarbeit irgendwann etwas verloren gegangen?

Gudrun Wolfgruber: Also ich glaube, dass das genau im Zuge der 68er Generation ein massives Thema gewesen ist, so auch die Forderung, Sozialarbeit habe machtfrei zu sein. Das habe ich mehrfach in Erzählungen erfahren, aber da sind wir wieder bei dem Punkt einer gewissen Verleugnung oder Blindheit, wenn Du so willst, einer fehlenden Selbstreflexion über Hierarchien, die ja trotzdem bestehen blieben.

Elisabeth Hammer: Aber damit verbunden war auch die Entstaatlichung Thema der 68er, z.B. mit dem Slogan „Sozialarbeit raus aus dem Staat“. Finde ich vom heutigen Standpunkt interessant, dass gedacht wurde, man könne die Hierarchie loswerden und den Staat gleich mit. Und damit auch, dieses Element aus dem Doppelten Mandat: Endlich einmal diesen sozial disziplinierenden Aspekt der Sozialarbeit ablegen, der nicht immer so angenehm ist in der alltäglichen Arbeit.

Diesen Aspekt des Umgangs mit der Frage der Staatlichkeit in der Sozialarbeit find ich überhaupt wichtig: Gerade in Zeiten einer Ökonomisierung und Vermarktlichung von allem und jedem scheint mir die Besinnung darauf, dass es gesellschaftliche Aufgaben gibt, die einfach staatlich zu finanzieren sind - und eben nicht im Rahmen einer Corporate-Social-Responsibility-Offensive - wichtiger denn je. Sozialarbeit muss damit auch mehr als bisher ihr Staats- und Ökonomieverständnis hinterfragen, davon bin ich überzeugt.

Gudrun Wolfgruber: Ich denke mir, es hat bei den 68ern auch einen emanzipatorischen Anspruch gehabt, etwa mit dieser Forderung nach einer Öffnung der Institutionen. Was aber gefehlt hat, war eine Reflexion der eigenen beruflichen Situation, der eigenen Verankerung im System und dass sich das nicht so leicht auflösen lässt. Denn trotz der angesagten Institutionenkritik bezog sich dieser emanzipatorische Ansatz zuallererst auf die Klientel und dabei ist die eigene Position nicht genug reflektiert worden.

Josef Bakic: Ich glaube, wir müssen da schon aufpassen. Dieser emanzipatorische Anspruch war von einzelnen, alternativen Keimzellen getragen und war sicher nicht Mainstream der Sozialen Arbeit. Im Mainstream, bei dem die Disziplinierung noch im Vordergrund stand, hat die Etablierung des emanzipatorischen Anspruchs sicher noch länger gedauert.

Ein weiterer Aspekt, den ich spannend finde, ist die Beobachtung, dass sich auch theoretisch die Grundlagen der Sozialarbeit weiterentwickelt haben. Meines Erachtens fußt das dann direkt in dem aktuellen paradigmatischen Ansatz der Lebensweltorientierung oder der Alltagsbewältigung in der Sozialarbeit, der ja eigentlich versucht, genau diese Hierarchisierung zu umgehen: KlientIn, du bist quasi ExpertIn deiner Lebenslage selbst. Gefahr dabei ist allerdings, dass die solcher Art verstandene Sozialarbeit gleichzeitig einen ausgewiesenen normativen Anspruch in ihrem Tun verliert und eigentlich das Subjekt sich selbst überlässt - sofern es überhaupt noch als Subjekt gesehen wird und nicht systemtheoretisch funktionalisiert wird. Und das ist vielleicht auch eine Tendenz, die historisch in den 80igern markiert werden müsste und wir müssten überlegen was das mit der Professionalisierung in der Sozialarbeit in den letzten zwei Jahrzehnten getan hat.

Elisabeth Hammer: Also ich bin total gespannt auf die Einstellungen und Sichtweisen der Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter im Rahmen des Projekts, gerade hinsichtlich dieser Themen. Wie sehen sie selbst die Entwicklung der Profession, z.B. auch mit Blick auf ihre eigene Biografie. Was halten die PraktikerInnen von dem emanzipatorischen Anspruch: Ist er immer noch da, vielleicht in Keimzellen? Ist er abhanden gekommen oder hat er sich transformiert? Oder wie steht es um die Selbsteinschätzung hinsichtlich der Psychotherapeutisierung? Ist das, was früher Psychotherapie-Fokus in der Sozialarbeit war, ist das jetzt Lebensweltorientierung und Alltagsbewältigung? Was ist der Unterschied, was ist das Progressive oder Nichtprogressive?

Marc Diebäcker: Und dabei geht es im Kern immer um Haltungsfragen. Was für ein Menschenbild habe ich? Was, glaube ich persönlich, was der Mensch selbst kann? Wie kann ich die KlientIn dabei unterstützen oder wie gestalte ich diese Beziehung zwischen mir als SozialarbeiterIn und der KlientIn? Wie glaube ich, dass gesellschaftliche Strukturen auf das Individuum wirken und damit verbunden, welche Veränderungsperspektive habe ich persönlich und welche hat die KlientIn selbst? Das wäre wirklich wichtig zu diskutieren.

Gudrun Wolfgruber: Und es zeigt sich jetzt, je differenzierter wir unser Gespräch über Fürsorge und Sozialarbeit führen, dass dann gar nicht mehr so klar ist, was wir konkret meinen, wenn wir von DER Sozialarbeit sprechen. Sind das die individuellen SozialarbeiterInnen oder sprechen wir vom Anspruch einer Institution oder von den Rahmenbedingungen etc.? Man kann eigentlich zu allem, was wir sagen fünf Fußnoten machen, und sagen „ja schon, aber ...“. Es lässt sich einfach schwer von DER Sozialarbeit, DER Fürsorge, DER SozialarbeiterIn sprechen.

Elisabeth Hammer: Das stimmt natürlich. Aber kann man eigentlich immer nur beispielsweise bezogen auf ein Handlungsfeld oder eine Institution Aussagen treffen? Oder ist dieses Projekt nicht auch eine Möglichkeit zu gewissen zu verallgemeinernden Aussagen zu kommen, die eben unter Umständen wirklich eher DIE Sozialarbeit betreffen? Mir fällt oft auf, dass viel differenziert wird: In dem einen Bereich war das so, aber in dem anderen Bereich war es wieder ganz anders. Muss das so sein oder gibt es nicht auch ein paar übergreifende Gedanken zu diesem Beruf? Ich fände das wichtig, zum Selbstverständnis nach innen, aber auch, was die Positionierung DER Sozialarbeit gegenüber AuftraggeberInnen und Gesellschaft betrifft.

Josef Bakic: Vielleicht kann man es ja auch so fassen, jetzt einmal verallgemeinernd: Zunächst war die Sozialarbeit eine naiv individualisierte Form sozialer Hilfe im Sinne von Nächstenliebe oder innerer Mission. Jetzt ist sie eine naiv inspirierte professionalisierte Disziplin, die glaubt, dass sie mit den richtigen Konzepten, sprich einem guten Methodenkoffer alles im Griff hat. Und vielleicht ist die wichtige Klärung, wer ist denn die Sozialarbeit genau, das eigentlich Spannende an diesem Bereich. Denn meines Erachtens ist das immer ein zu verhandelnder Prozess, und auch die SozialarbeiterInnenschaft alleine ist nicht die, die sagt, was Sozialarbeit ist.

Marc Diebäcker: Also in diesen beiden Linien, die du da aufzeigst, fehlt mir der politische Anspruch der sozialarbeiterischen Tätigkeit. Die eine Linie stellt Sozialarbeit als professionell und unpolitisch dar, bei der anderen Linie geht es Sozialarbeit um naive, unterstützende Hilfe. Ich glaube, das trifft nicht ganz das Wesen des Menschen, der meiner Meinung in seinen Interaktionen grundsätzlich einmal politisch ist und das auch im Beruf verwirklichen möchte. Gerade wenn ich an die seit über einem Jahrhundert bestehende Koppelung von Sozialpolitik und Sozialarbeit denke, da waren doch auch politische Motive ausschlaggebend für ehrenamtliches und auch berufliches Engagement.

Elisabeth Hammer: Ja, ich glaube das auch. Diese politische Haltung wird wieder wichtiger, gerade auch bezogen auf die Qualitätsdebatte. Angesichts der aktuellen Herausforderungen muss man auch eine politische Perspektive von Sozialarbeit wieder stärker formulieren und in den Vordergrund rücken, ohne andere Perspektiven auf diesen Beruf jetzt damit abzuwerten.

Josef Bakic: Vielleicht ist die These, dass es keine ideologiefreie Sozialarbeit gibt, und dass es deswegen auch im historischen Analysieren darum geht, herauszufinden, wo denn diese Ideologiepositionierungen der Sozialarbeit sind. Das kann sehr hilfreich für das Verstehen von dem Wesen der Fachlichkeit in der Sozialarbeit sein.

Verena Braunegg: Ich danke euch für das Gespräch.

Dieses Dokument kann folgendermaßen zitiert werden:

Bakic, Josef/Diebäcker, Marc/Hammer Elisabeth/Wolfgruber Gudrun (2005): Geschichte und Gegenwart der Sozialarbeit. Kritische Annäherungen an die Bedeutung des Historischen für aktuelle Probleme der Sozialarbeit. URL: www.sozialarbeit.at (1.12.2005)